

“Gender in Modern Jewish History: Rethinking Jewish Women’s and Gender History”

Konferenz von 20. bis 22. Oktober 2003 im Warburg-Haus, Hamburg
Konferenzbericht

Kirsten Heinsohn

Auf Einladung des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden (Hamburg) trafen sich vom 20. bis zum 22. Oktober 2003 rund 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den USA, Kanada und Deutschland, um über den Stand der jüdischen Frauen- und Geschlechtergeschichte zu diskutieren. Das Tagungsthema lautete „Rethinking Jewish Women’s and Gender History“ und war als Aufforderung gedacht, Geschichte und Erkenntnisse der Geschlechtergeschichte zu reflektieren. In der jüdischen Frauengeschichte vereinen sich zwei historische Perspektiven, die die Marginalisierung spezifischer Lebenslagen und Erfahrungen in Gesellschaften in den Blick nehmen. Frauengeschichte und jüdische Geschichte nehmen also relationale Perspektiven ein: Die Geschichte der Frauen berührt immer auch die Geschichte der Männer und Männlichkeiten; die Geschichte von Jüdinnen und Juden sagt auch immer etwas aus über die Gesellschaft, in der diese stattfindet. Die sich daraus ergebende doppelte Relationalität der jüdischen Frauengeschichte war ein wichtiges Thema der Konferenz. In vier Sektionen sollte dieser Ansatz verfolgt werden: Zunächst war für die erste Sektion eine Diskussion über Frauengeschichte als Geschichte von (widersprüchlichen) Modernisierungsbewegungen vorgesehen, dann folgte im zweiten Teil die Frage nach der Rolle von Frauen im Prozess der Akkulturation und Assimilation unter dem Stichwort „Verbürgerlichung“. Das dritte Panel beschäftigte sich mit Frauen und jüdischer Identität als performativen Akt. Vor einer Abschlussdiskussion befasste sich die vierte Sektion schließlich mit der Konstruktion von Differenzen zwischen den Geschlechtern.

Die wissenschaftliche Tagung wurde eingerahmt durch zwei öffentliche Abendvorträge. Die Literaturwissenschaftlerin Barbara Hahn (Princeton) sprach über Margarete Susmanns und Hannah Arendts *Diagnosen der Moderne*. Sie diskutierte die Freiheiten und Grenzen in den Denkbewegungen der jüdischen Wissenschaftlerinnen. Beide Philosophinnen versuchten, sowohl die Kategorie „Frau“ als auch die des „Juden“ frei von Beschränkungen als „Mensch“ in der Moderne zu entwerfen. Der zweite Vortrag nahm die-

ses Thema aus der Sicht männlicher Protagonisten der Moderne weiter auf. Liliane Weissberg – Literaturwissenschaftlerin aus Pennsylvania – erörterte die freundschaftlichen Beziehungen Sigmund Freuds mit Kollegen, um deren emotionale Wirkungsmacht sowie den männerbündischen Ideenaustausch für die Entwicklung der Psychoanalyse und ihrer Konzeption von Weiblichkeit zu zeigen.

Nach der Begrüßung durch die Direktorin des Institutes, Stefanie Schüler-Springorum, begannen am ersten Konferenztag die Präsentationen einer Reihe namhafter Historikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen. Maria Benjamin Baader (Halifax), Deborah Hertz (New York) und Andreas Gotzmann (Erfurt) als Kommentator referierten in der ersten Sektion mit dem Titel „Gender and Modernity“ über die Einbindung der Geschlechtergeschichte in eine Gesamtschau deutsch-jüdischer Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie den Beitrag der neuen *men's studies* zu diesem Projekt. In der anschließenden Diskussion gab es durchaus kontroverse Stellungnahmen, die sich schon im Titel des Vortrages von Deborah Hertz ankündigten: „Be careful what you wish for, or: Where are the women in the new picture of Jewish Masculinity“. Während einige für die Konzentration auf weitere Studien aus sozialhistorischer Perspektive plädierten, um neue Erkenntnisse über die Lebenswege und Lebensverhältnisse jüdischer Frauen und Männer zu gewinnen (Hertz), betonten andere stärker die methodische Herausforderung und erweiterte Erkenntnismöglichkeiten durch postmoderne Theorien und die *men's studies* (Gotzmann). Der Entwurf „jüdische Frau“ gehe von einer feststehenden Identitätskonstruktion aus, deren Fragilität und historische Gebundenheit aber erst durch die historische Dekonstruktion der Konzepte von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ sichtbar werde. Auch die von Maria Benjamin Baader geforderte Aufeinanderbezogenheit von deutscher und jüdischer, Männer- und Frauengeschichte wurde kritisch diskutiert. Eine harmonische Verknüpfung der deutschen und der jüdischen Perspektive in der deutschen Geschichte sei zumindest problematisch. Zudem zeigten die Studien über Männergeschichte ein auffälliges Desinteresse an den Ergebnissen der Frauenforschung.

Im zweiten Teil der Konferenz mit dem Titel „Gender Relations: Women, Work, and the Family“ standen dann die Beziehungen der Geschlechter in den Bereichen Arbeit und Familie im Vordergrund. Monika Richarz (Berlin) entwickelte in ihrem Vortrag die *longue durée* der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse in jüdischen Familien von der Frühen Neuzeit bis in das frühe 20. Jahrhundert. Die ideale bürgerliche Vorstellung vom Mann als alleinigem Ernährer der Familie an der Seite einer unbeschäftigten Hausfrau fand sich nur sozial und vor allem zeitlich eng begrenzt in jüdischen Familien wieder. Wirtschaftstätigkeiten von Frauen lassen sich in vielfacher Hinsicht nachweisen, so dass Monika Richarz zu der These gelangte, dass die bürgerliche Konstruktion der Geschlechterrollen nicht nur ein Rückschritt gegenüber der Vormoderne gewesen sei, sondern sozialhistorisch betrachtet auch schon nach gut einer Generationenfolge am Ende des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt wurde. Sharon Gillerman (Los Angeles) präsentierte dann innerjüdische Diskurse zu Demographie und „Sozialhygiene“ in der Weimarer Republik. Während Monika Richarz durch eine konsequente sozialhistorische Perspektive auf beide Geschlechter zu neuen Erkenntnissen über Frauenarbeit gelangt war, zeigte der Vortrag von Sharon Gillerman den Gewinn diskursanalytischer Fragestellungen. Ihre Ausführungen belegten die je eigenen Identitätskonstruktionen der liberalen, orthodoxen oder auch zio-

nistischen Bevölkerungspolitiker innerhalb der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland. Der „Mutter“ kam dabei in allen Diskursen über die Reproduktion der Gesellschaft eine wichtige Funktion zu und hier zeigten sich große Übereinstimmungen zwischen der jüdischen und der nicht-jüdischen Diskussion. Die jüdischen Sozialreformer wollten ihre Erkenntnisse vor allem für den Erhalt beziehungsweise den Aufbau einer jüdischen Gemeinschaft einsetzen. Nicht nur im Zuge dieser Debatten entwickelte sich eine starke Übereinstimmung zwischen den sonst politisch getrennten Gruppen der Liberalen, Orthodoxen sowie den Zionisten, die in der Tendenz – so die These – auf eine gegenauflärerische Position hinauslief. Jüdisch-Sein wurde in diesem Prozess als eine „unwiderlegbare körperliche Existenz“ (irrefutable corporeality) entworfen, die entscheidend gemeinschaftsstiftend wirken sollte. Die Kommentatorin Atina Grossmann (New York) nahm dieses Thema auf, um sich und die Diskussionsteilnehmerinnen zu fragen, wie „jüdisch“ dies alles sei. Gerade die Ergebnisse und die These Monika Richarz' seien nicht ausschließlich spezifisch für jüdische Familien – ein Punkt, den Karin Hausen in der Diskussion noch einmal deutlich unterstrich.

Die historische Konstruktion von Identität stand dann in der dritten Sektion im Vordergrund. Unter dem Thema „performing identities“ präsentierte Ruth Abusch Magder (Maplewood) eine historische Analyse von „Rezepten für jüdisches Leben“ am Beispiel von Kochbüchern aus dem 19. Jahrhundert. Sie verwies auf die Handlungsräume von Frauen gegenüber den rabbinischen Autoritäten in der Bestimmung dessen, was als jüdisch und *kosher* zu gelten habe. Die Kochbücher seien sowohl als Leitfaden wie auch als Spiegel der aktiven Rolle von Frauen in der Konstruktion und Alltagstauglichkeit jüdischer Identität zu lesen. Miriam Gebhardt (Konstanz) diskutierte in ihrem Beitrag kritisch die Reichweite der Interpretationsmöglichkeiten von autobiographischen Quellen. Gerade weil sich ein Großteil der Frauengeschichte auf Memoiren stütze, sei es besonders wichtig, deren Aussagegrenzen zu benennen. Die genaue historische Einordnung der Quelle (Provenienz, Zeitpunkt der Abfassung, Angaben zur Autorin, Angaben zum Adressaten etc.) könne helfen, historische Fehlurteile zu vermeiden. Miriam Gebhardt zeigte ihre Kritik beispielhaft an zwei Autobiographien, die – obwohl im 20. Jahrhundert geschrieben – als Beleg für die Verhältnisse im 19. Jahrhundert dienen. Sie kritisierte damit auch die These von den jüdischen Haus-Frauen als Hüterinnen der Religion (priestess and Hausfrau) im bürgerlichen Zeitalter. Als andere Lesart schlug sie vor, die Autobiographien als Medien der Transmission in Familien zu lesen, also als eine Form des Familiengedächtnisses. Die Kommentatorin Marion Kaplan (New York) nahm diese Herausforderung ebenso auf wie das Publikum und diskutierte mit Bezug auf beide Referate das Verhältnis von Frauen und Macht sowie ihren Möglichkeiten und Beschränkungen für Handlungen und Selbstdefinitionen (agency). Sie betonte die Doppeldeutigkeit des Begriffes „priestess“ als einerseits Kennzeichen zeitgenössischer Kritik an der abnehmenden Religiosität von Juden in Deutschland, und andererseits als Emblem für eine Aufwertung der weiblichen Familienrolle. Für beide Deutungen fänden sich Belege, auch in den Memoiren. Marion Kaplan sah die positiven Aspekte einer Dekonstruktion von Autobiographien eher in der kritischen Analyse einzelner Memoiren, wohingegen ein Sample von Memoiren als historische Quelle auch weiterhin für sozial- und politikhistorische Studien nutzbar sei. Nach Marion Kaplan sei es weiterhin das Ziel historischer Forschung, so genau wie möglich historische Realität zu beschreiben.

Die vierte Sektion widmete sich dem Thema „Beyond Kinder, Küche, and Kehille: The New Jewish Woman“. Harriet Pass Freidenreich (Philadelphia) und Alison Rose (Massachusetts) erörterten unter diesem Titel Geschlechterbilder und deren historische Relevanz. Harriet Pass Freidenreich entwickelte aus ihrer Studie über jüdische Studentinnen im Europa des frühen 20. Jahrhunderts heraus eine differenzierte Diskussion über die Unterschiede zwischen der „neuen Jüdischen Frau“ und der „jüdischen Neuen Frau“. Während das letzte Frauenbild durchaus als Beschreibung für viele Studentinnen taugte, sei diese Beschreibung doch sehr viel schwerer für verheiratete Akademikerinnen geeignet. Die „neue Jüdische Frau“ sei dagegen erst zum Ende der 20er Jahre hin denkbar gewesen. In diesem wie auch im anschließenden Vortrag tauchte immer wieder die Frage auf, wie und womit das „Jüdisch-Sein“ einer Person oder einer Gruppe gefasst werden könne in einer modernen Welt, in der die ausschließlich religiöse Definition allein nicht mehr reiche. Alison Rose konzentrierte sich auf Schriften sowie Prosa- und Theaterstücke aus der zionistischen Bewegung Österreichs, um die darin entworfene „neue Jüdische Familie“ zu zeigen. Frauen als Idealtypen blieben in allen diesen Stücken immer auf die Familie bezogen, zwar rechtlich gleichgestellt, aber doch allein für die Belange der Familie verantwortlich. Kinder und Kindererziehung wurden hier als Beitrag zur Nationswerdung verstanden – eine „neue Frau“ im Sinne eines emanzipierten Individuums war nicht vorgesehen. Alison Rose verwies auf das Paradoxon, dass im zionistischen Denken alte Frauenbilder für den Aufbau einer neuen Gesellschaft aktiviert würden. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass dieses Paradox vielleicht nur ein scheinbares sei, denn es habe sich hier um eine rein männerbündische Idealvorstellung gehandelt.

Die Tagung endete mit einer ausführlichen Abschlussdiskussion unter der Leitung von Stefanie Schüler-Springorum. Karin Hausen (Berlin) und Steven Lowenstein (Los Angeles) präsentierten ihre Eindrücke von der Tagung als Einstieg in die Debatte. Karin Hausen hob vor allem die Ungleichzeitigkeiten in der sozialen und politischen Entwicklung der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert hervor, die nicht als „deutsche Geschichte“ entworfen werden könne, um sie dann einer „jüdischen Geschichte“ gegenüberzustellen. Die historische Geschlechterforschung habe große Themen entwickelt, die auch eine Bearbeitung mit Bezug auf die jüdische Geschichte brauchen: das normative System der Zweigeschlechtlichkeit zum Beispiel, die Frage nach den Relationen und Hierarchien zwischen den Geschlechtern oder die Untersuchung von Exklusionen und Inklusionen. Allgemein sei der Modernisierungsprozess ein nichteinheitlicher Prozess und das sollte sich auch in der Geschichtsschreibung spiegeln. Brüche und Ungleichzeitigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklungen zeigten sich historisch auch als Herausforderungen der Deutungssysteme der Religionsgemeinschaften. Steven Lowenstein hielt noch einmal fest, dass *gender* eine grundlegende Kategorie der wissenschaftlichen Analyse sei, doch dürfe dies nicht zu unhistorischer Forschung über Männer (und Frauen) führen. Vielmehr sollten sozialhistorische *und* diskursanalytische Arbeiten entstehen, die einen Vergleich mit anderen jüdischen Gemeinschaften ermöglichen könnten, zum Beispiel innerhalb Europas. Auch würde er die *longue durée* sozialer und politischer Prozesse stärker betonen wollen. Andere Diskussionsteilnehmer und -teilnehmerinnen nahmen noch einmal die Frage nach der jüdischen Identität oder auch: den Identitäten in der Moderne auf und plädierten für eine konsequente Historisierung dieser Forschungsfrage. Es gehe dabei

nicht um die Konstruktion einer „Essenz“ des Jüdischen, sondern um die Beschreibung von Erfahrungen, Zuschreibungen und Deutungen, differenziert nach Klasse und Geschlecht, wie auch Stefanie Schüler-Springorum betonte. Mit Hinweis auf die deutsche Geschichte wurde auch auf die zeitliche Parallelität in der Entstehung der Gegensatzpaare Mann/Frau und Deutsche/Juden seit 1800 hingewiesen, das die ältere ständische und allein religiöse Differenzierung (Christ/Jude) ablöste. Dieser Prozess sei ein zentraler Bestandteil deutsch-jüdischer Geschichte, zu deren Erforschung die Frauen- und Geschlechterforschung einen wichtigen Beitrag leisten könne. Schließlich thematisierte Atina Grossmann noch die auffällig geringe Rolle, die der Antisemitismus in allen Beiträgen der Tagung gespielt habe. Deutsche und auch Jüdische Geschichte sei ohne diesen aber nicht vollständig.

Eine Publikation der Tagungsbeiträge ist geplant. Die Tagung „Gender in Modern Jewish History“ wird in einem zweiten internationalen Workshop fortgeführt werden, der sich dann explizit der jüdischen Männergeschichte widmen wird.